

Liebe Gäste,

Ich möchte mich sehr herzlich bedanken für die Einladung, hier den Festvortrag zum diesjährigen Forum zu halten.

Einmal im Jahr treffen wir uns zum Innoplanta-Forum. Forscher, Vertreter von Unternehmen, Politiker, Journalisten und andere, die, wie der Name Innoplanta schon andeutet, sich Gedanken darüber machen, wie und wo Innovationen bei Pflanzen, bei Nutzpflanzen genauer gesagt, denkbar, machbar sind, treffen sich zum Austausch. Früher war das dort, wo die Pflanzen wachsen, auf dem Land, mal in Üplingen, mal in Gatersleben, wenn ich mich recht erinnere. Das mag vielleicht sinnlicher gewesen sein, inmitten der Versuchsfelder, wo die neuen Sorten schon mal probewachsen dürfen, und inmitten der weiten Äcker der Börde, der fruchtbarsten Umgebung Deutschlands. Die Entscheidung, das Treffen in die Hauptstadt zu verlagern, begrüße ich dennoch. Hier sitzen und arbeiten die Menschen, denen die Ansprache der Fachleute auf diesem Gebiet gelten sollten: Die Politiker und auch die Journalisten, die Multiplikatoren, die für die Stimmung im Lande so wichtig sind, wenn ich das mal pro domo für meinen Berufsstand so sagen darf.

Innovationen bei Nutzpflanzen, das klingt zunächst nicht grundsätzlich anders als neue Finanzprodukte oder die nächsten Handy-Generationen. Und doch geht es hier um nicht weniger als die Lebensgrundlage der Menschheit. Eben die Lebensgrundlage, für die sich der Mensch entschieden hat, als er vom Sammler und Jäger sich umschulte auf Ackerbau und Viehzucht. Zur Zeit der Neolithischen Revolution. Als er dann sagen konnte, das er sich fortan seine Brötchen verdiente, die nämlich aus gezüchteten Feldfrüchten gebacken waren.

Das war vor zehn bis zwölftausend Jahren. Seither ist der Mensch um Innovationen bei seinen Nutzpflanzen bemüht, durchgehend, bis heute, und zwar sehr erfolgreich. Eine altbekannte Tatsache, gewiss, die man sich dennoch hin und wieder ins Gedächtnis rufen sollte. Deshalb, weil hier in den letzten Jahren eine Art Paradigmenwechsel eingetreten zu sein scheint in der Öffentlichkeit. In der veröffentlichten Meinung zum Thema hat sich der doch eigentlich positiv besetzte Begriff der Innovation bei Landwirtschaft und Nahrung fast schon ins Negative gewandelt.

Die Quintessenz dieser Haltung: Innovation – so etwas hat in unserem Essen nichts zu suchen. Nahrung, diese Meinung prangt uns aus den populären Magazinen und Zeitungen, sollte unverfälscht, ursprünglich, natürlich sein, im strengsten Sinne des Wortes. Die Landsorten, die alten Sorten, sie werden heilig gesprochen, ganz ungeachtet dessen, dass schon seit vielen tausend Jahren keine einzige Pflanze, die dem Menschen Grundnahrungsmittel lieferte, noch als natürlich bezeichnet werden konnte, jedenfalls nicht natürlich in ihrer evolutionären Entwicklung. Hätte er nur von natürlich entwickelten Pflanzen leben wollen, wäre es dem Menschen schlecht ergangen. Wahrscheinlich hätte er sich wieder auf das Jagen und Sammeln zurückbesonnen. Die Menschheit hätte es auf diese Weise vielleicht auf ein, zwei Millionen Exemplare ihrer selbst gebracht, mehr wären nicht zu ernähren gewesen.

Viele würden das womöglich gut heißen, allerdings wohl ohne einen Schimmer davon, was es für die übrigen Lebensumstände hieße. Überschüsse in der Agrarproduktion, das sollten wir auch nicht vergessen, waren die allererste Voraussetzung für das Entstehen von Kultur und Zivilisation, und für sozialen Fortschritt.

Sie merken, ich hole ein wenig aus. Nur kurz, keine Sorge. Ich meine aber, das ist in der derzeitigen Situation erlaubt. Ich wollte eigentlich, einem Festvortrag angemessen, hier vor

allem positive, hoffnungsvolle Dinge schildern, was unser Thema in unserer Zeit angeht. Das ist heute nicht einfach, wie Sie alle wissen, und wie mir von Fachleuten, die ich auf der Suche nach diesen positiven Momenten eigens konsultiert habe, leider bestätigt wurde.

Bei dem Gegenwind, der der Branche heute entgegenschlägt, hilft vielleicht ein Blick über den Tellerrand unseres Zeithorizonts, und unserer so absurden heutigen Diskussion über den landwirtschaftlichen Fortschritt. Er hilft, um im Blick auf die großen, epochalen Entwicklungsschritte in der Vergangenheit und Zukunft Mut zu schöpfen.

Als das Innoplantaforum 2011 stattfand, hatte erst kurz zuvor das Bevölkerungswachstum eine neue Etappe erreicht gehabt. Der siebenmilliardste Mensch war geboren worden, Ausdruck eines ungebrochenen exponentiellen Wachstums. Die erste Milliarde war um das Jahr 1800 erreicht, die zweite um die Mitte des 20. Jahrhunderts, seither kommt eine neue Milliarde fast pro Jahrzehnt. Wir mögen das gut finden oder schlimm, es ist so.

Natürlich wissen wir, dass sich eine Spezies immer dann besonders vermehrt, wenn die Nahrungssituation sich verbessert. Der Umkehrschluss verbietet sich allerdings, jedenfalls beim Menschen. Auch wenn wir die Überbevölkerung problematisch finden. Wir können aufhören, die Tauben zu füttern, beim Menschen können und wollen wir das nicht. Wir sind aus ethischen Gründen verpflichtet, den Hunger zu bekämpfen, und folgen dem auch gern.

Das ist ja ganz nebenbei auch eines der ersten Ziele, das sich die Vereinten Nationen in ihrem Millenniumsprogramm auferlegt haben. Und es verhält sich bei Homo sapiens nicht so wie im Tierreich. Ein mehr an Nahrung würde eben gerade nicht dauerhaft das Bevölkerungswachstum ansteigen lassen. Steigender Wohlstand sorgt ab einer gewissen Stufe dafür, dass sich die Menschen bald langsamer vermehren, ihr Zuwachs irgendwann endet. Die Bereitstellung von ausreichender Nahrung ist also im doppelten Sinne zielführend. Sie bremst den Hunger und damit gleichzeitig das Bevölkerungswachstum.

Als ein Jahr später das Innoplantaforum 2012 stattfand, da hatte eine andere Meldung in Sachen Bevölkerungswachstum Aufmerksamkeit erregt. Die Experten der Uno hatten zwei Dinge bekannt gegeben: Zum einen wird die Menschheit bis zum Jahr 2050 doch noch stärker anwachsen als bisher vermutet. Nicht nur auf neun, sondern auf mindestens neunneinhalb Milliarden Erdenbürger. Und – zum zweiten – wird der Knick, bei dem sich das Wachstum in Stagnation und anschließend in eine Schrumpfung wandeln wird, nicht schon um jenes Jahr 2050 kommen, sondern Jahrzehnte später. Das heißt, die Weltbevölkerung wird doch stärker und länger anwachsen.

Die Herausforderungen werden also steigen. Für diejenigen, die sich Gedanken machen darüber, wie Innovationen in der Pflanzenproduktion bewerkstelligt werden können, also nicht zuletzt auch Sie, die Sie hier sitzen. Ich kann Ihnen versichern, und das wissen Sie, dass Sie in einer langen Tradition stehen. Dieses Wissen sollte Ihnen ein wenig Hoffnung spenden bei den widrigen, ja absurden Umständen der heutigen Zeit.

Denn die Situation ist nicht neu. Auch früher schon gingen weitreichende, sprunghafte, ja revolutionäre Neuerungen in der Landwirtschaft einher mit dem Bevölkerungswachstum. Die Entwicklung des Eisenpfluges war so ein Beispiel, oder die Einführung der Dreifelderwirtschaft. Die technischen Herausforderungen waren groß genug, und die früheren Generationen konnten sich aus heutiger Sicht wenigstens in einem glücklich schätzen: Sie hatten nicht auch noch gegen irrationale, dem Fortschritt gegenüber skeptisch bis feindlich eingestellte, lähmende, gesellschaftliche Kräfte zu kämpfen.

Was aus heutiger Sicht umso erstaunlicher ist in einer Zeit der Hexenverfolgung, der Inquisition und den Widerständen gegen die Aufklärung. Da wäre es doch naheliegend gewesen, dass ein Prediger erfolgreich verbreitet, so ein künstlicher Pflug aus Eisen, einem nicht gewachsenen, toten Stoff, dürfe mit der Nahrungsproduktion nicht in Berührung kommen.

Auch später: Man stelle sich vor, die Erfindung des Kunstdüngers durch Justus Liebig wäre auf ähnliche Widerstände gestoßen wie heute die moderne Biotechnologie oder Agrochemie, und die Obrigkeit hätte sich vorsehend alle Bedenken zueigen gemacht. Wobei, auch das soll nicht verschwiegen werden, der Kunstdünger auf Phosphatbasis später, bei unsachgemäßer Nutzung, tatsächlich Umweltprobleme bereiten kann, wie wir heute wissen. Gerade er ist aber auch ein Beispiel dafür, dass solche Probleme lösbar sind, dass der Fortschritt in der Landwirtschaft fehlerfreundlicher ist als viele wahrhaben wollen. Dass wir dem Neuen aufgeschlossen bleiben, aber auch Maß halten müssen. Dass wir nüchtern abwägen müssen, was wir heute in so vielen gesellschaftlichen Bereichen scheinbar völlig verlernt haben.

Der letzte große Sprung in der Weltlandwirtschaft unterschied sich dann in manchem von den vorherigen. Ich spreche von der Grünen Revolution. Es war ein Kraftakt vor allem der Forschung, die so zielgerichtet vorging wie nie zuvor in der Entwicklung von Nutzpflanzen. Und es gab zum ersten Mal gehörigen Gegenwind. Richtig zum Tragen kamen die neu gezüchteten Hohertragsorten („High Yielding Varieties“) in den 60er Jahren, als sich vor allem in Süd- und Südostasien dramatische Hungersnöte abzeichneten.

Ich habe damals an der Freien Universität Berlin studiert, im Nebenfach auch Agrarsoziologie in den Entwicklungsländern. Ich muss sagen, auch ich war damals, in der wilden Zeit der Nach-68er-Bewegungen, sehr kritisch eingestellt, und offen für die vielfältigen Anfeindungen an der Arbeit der beiden großen Institute, dem IRRI-Reisforschungsinstitut auf den Philippinen und dem CIMMYT-Institut für Mais und Weizen mit seinem Hauptsitz in Mexiko.

Man kann die kritischen Thesen von damals so zusammenfassen: Die Grüne Revolution haben sich die internationalen Agrarkonzerne nur deshalb ausgedacht, um die Kleinbauern zu zwingen, ihnen ihre teuren Produkte – Saatgut, Dünger und Pestizide – im Paket abzukaufen, sie in die totale Kreditabhängigkeit zu bringen, ihnen wirtschaftlich den Garaus zu machen, um sich letztlich ihre Ländereien unter den Nagel reißen zu können. Nur noch Großbetriebe könnten überleben, Arbeitskräfte würden praktisch überflüssig. Die Ansicht passte nur zu gut in die Zeit.

Im Nachhinein muss ich feststellen: es war ein Segen, dass ich wenigstens unter den Fittichen eines Peter von Blanckenburg stand, der das Institut damals leitete, und dass ich trotz kritischer Einstellung bereit war, zuzuhören. Und: Das, was Professor Blanckenburg damals lehrte, und was ich und viele andere damals nur allzu blauäugig, unkritisch fanden, hatte sich später auch als korrekt herausgestellt.

Die neuen Hohertragsorten haben sich, auch wenn wir das damals nicht wahr haben wollten, als segensreich erwiesen, für die Bauern, für die Volkswirtschaften, für die Weltgemeinschaft, auch für uns reiche Länder, die ansonsten aus der Notfallhilfe nicht mehr herausgekommen wären. Die „High Yielding Varieties“, die von uns so kriminalisierten, haben nicht nur die so exponentiell wachsenden Bevölkerungen in Asien vor katastrophalen Hungersnöten bewahrt. Sie haben auch geholfen, dass die Volkswirtschaften gerade in dieser

Region inzwischen zu den dynamischsten der Welt gehören. Es war dann doch nicht nur schlecht, nicht nur verwerflich, dass neue Sorten entwickelt worden waren, die doppelt oder dreimal so hohe Ernten erlaubten. Auch weil sie zwei oder drei Ernten pro Jahr ermöglichten, übrigens mit entsprechend höherem Arbeitskräftebedarf: Aus Saisonkräften wurden Ganzjahresbeschäftigte.

Auch hier hat sich wieder herausgestellt, was seit Beginn der Neuzeit klar war, und was nicht zuletzt ein Karl Marx analysiert hat: Die Landwirtschaft, der „Primärsektor“ in der Wirtschaft, zieht die anderen Sektoren mit sich, dynamisiert auch sie. Aus ehemaligen Hungerländern, die auf teure Reisimporte angewiesen waren und sie sich kaum leisten konnten, waren Reisexportländer geworden. Thailand ist das beste Beispiel dafür.

Natürlich ist die Entwicklung, die die Grüne Revolution angestoßen hat, nicht ohne Brüche abgelaufen. Natürlich ging der Ertragszuwachs im Getreideanbau einher mit Rationalisierungen, mit der Verminderung des Bedarfs an Arbeitsplätzen – an Arbeitsplätzen in der Landwirtschaft, wohlgemerkt, aber die immens steigende Wertschöpfung, die der Agrarsektor durch neue Sorten erfuhr, führte wiederum zu einem enormen Bedarf an Arbeit in den anderen Sektoren. Das mehr an Geld, das in die Dörfer floss, ließ Fahrradwerkstätten, Schneider, Taxiunternehmen, den Bausektor, Dienstleistungsfirmen aller Art, aber auch produktive Betriebe aus dem Boden sprießen. Das Primat, dem wir damals anhängen, nur keine Rationalisierung, nur keine Arbeit überflüssig machen, und sei sie auch noch so unsinnig, war noch tief in uns verwurzelt. Dabei hätte man damals gerade in West-Berlin nur über die Mauer schauen müssen, um festzustellen, was es heißt, wenn unsinnige Arbeitsplätze für heilig erklärt werden.

Nur ganz kurz lassen Sie mich nun bitte ein wenig abkommen vom Thema, denn auch dies gehört zu dem Zeitgeist jener Jahre, als die Grüne Revolution so starken Anwürfen ausgesetzt war. Um die Absurditäten auf die Spitze zu treiben, Absurditäten, deren Erwähnung ihnen helfen möge, die heutigen ein wenig zu relativieren.

Ich habe ja schon geschildert, wie sehr damals die Lösungen zur Abwendung von Hungersnöten unter Feuer geraten sind. Hungersnöte, die der Welt eben auch durch ein enormes Bevölkerungswachstum ins Haus standen. Doch nicht genug damit.

Auch diejenigen, die daran forschten oder vor Ort damit beschäftigt waren, die Überbevölkerung abzulindern, waren unter Feuer geraten. Die Bevölkerungspolitik, die die Rolle der Frau in der Dritten Welt stärken sollte, die sie an der Entscheidung, wie viele Kinder sie wirklich haben wollte, beteiligen sollte – dieses Ansinnen wurde damals von Linken und auch vor allem von Grünen erbittert bekämpft. Die Begründung: Diese Bevölkerungspolitik sei die Beseitigung von Armen statt von Armut, sie sei von unserer Angst geleitet, dass die armen Länder des Südens zu kopfstark und deshalb zu mächtig gegenüber dem Norden würden. Bevölkerungspolitik sei eine Ausgeburt von Neokolonialismus, lautete das Credo. Als ob Staaten wie Bangladesch umso mächtiger und kräftiger würden, je stärker dort die Bevölkerung anwachse.

Ich weiß, wovon ich spreche. Ich war damals, 1984/85 Referent für Entwicklungspolitik bei der ersten grünen Bundestagsfraktion. Und die Abgeordnete, für die ich damals am meisten arbeitete und Bundestagsreden schrieb, war die Personifizierung dieser Haltung. Immerhin: All das fand auch ich damals bereits absurd. Die Passagen, die dieses Thema betrafen, musste sich die Abgeordnete selbst schreiben, ich konnte ihr da nicht helfen.

Ich schildere das nur aus einem Grund: Viele Argumente, die auch so wichtige Dinge wie Überlebensfragen der Menschheit betreffen, sind eben ideologisch begründet. Ohne Rücksicht auf absehbare fatale Folgen frönte man der Ideologie, blendete offensichtliche Schief lagen der eigenen Argumentation aus. Ich vermute mal: Man konnte das alles ohne Gewissensnöte bekämpfen, weil man sich sicher sein konnte, dass diese Absurditäten, etwa die Ablehnung von Bevölkerungspolitik, die Ablehnung der Unterstützung der Frauen in der Dritten Welt, in der Realpolitik keine Konsequenzen haben würde.

Genau das aber ist nun anders bei der Ablehnung der modernen Biotechnologie, ich meine hier insbesondere die Grüne Gentechnik. Hier hatte der ideologische Feldzug Erfolg, und wenn wir nicht aufpassen, nachhaltigen Erfolg. Ganze Zweige von Forschung und Entwicklung und auch der Produktion stehen zur Disposition.

Die moderne Biotechnologie wäre die Kandidatin für den nächsten Sprung in der Entwicklung der Nahrungspflanzen, der logische nächste in der langen Reihe der erfolgreichen, die ich eben schilderte. Die Herausforderungen sind ja nicht geringer geworden. Die Bevölkerung wächst weiter, ihre Ansprüche wachsen noch einmal schneller, immer mehr Veredelungsprodukte werden mit wachsendem Wohlstand nachgefragt, Eier, Milch, Fleisch, für das auch noch ein überproportional wachsender Anteil an Futterpflanzen nötig ist.

Die Ackerfläche ist begrenzt, die Produktivität muss dringend gesteigert werden. Man wird auf Böden ausweichen müssen, für die die Pflanzen, die dort Ertrag abwerfen sollen, erst noch entwickelt werden müssen. Womöglich stellt das Klima der nächsten Jahrzehnte auch noch ganz andere Anforderungen an Dürretoleranzen, an Salztoleranzen.

Man kann es wohl nur als Übersättigung ansehen, aus der heraus manche unserer Landsleute sich die Chuzpe herausnehmen, hier gegen die anstehenden Neuentwicklungen zu Felde zu ziehen. Dies im Wortsinne, indem sie die Äcker derjenigen, die an Neuentwicklungen arbeiten, einfach und durchaus lustvoll kaputt trampeln.

Auch die Forschung wird mit Stumpf und Stil ausgerottet, an der Wurzel. Nur ein Beispiel: Die gentechnischen Forschungslabors an den Gymnasien, in denen in Niedersachsen Oberschüler in dieser überaus spannenden Disziplin noch vor der Universität die ersten Kenntnisse erwerben konnten (Stichwort „HannoverGen“), zählten nach der letzten Landtagswahl im Januar 2013 und dem Amtsantritt der neuen Regierung zu den ersten Opfern der rotgrünen Ideologie. Die Genforschung scheint für viele auf den Index zu gehören, so als handele es sich um die Entwicklung von Giftgas oder Atombomben. Dabei geht es um notwendiges Wissen für die Ernährung der Menschheit in den nächsten Jahrzehnten. Klarer kann man es nicht demonstrieren: Das Wissen, die Aufklärung, die wissenschaftliche Lehre wird von den Fanatikern als erstes bekämpft, denn all dies ist der Feind der Ideologie.

Feind deshalb, weil es schließlich keinen einzigen sachlichen, stofflichen Grund gibt, gegen gentechnisch veränderte Pflanzen deshalb vorzugehen, weil sie gentechnisch verändert sind. Jede neuentwickelte Pflanze sollte nach denselben Kriterien geprüft werden, egal ob es sich um GVO-Pflanzen handelt oder nicht.

Weder unter gesundheitlichen, noch unter ökologischen, unter wirtschaftlichen oder unter sozialen Gesichtspunkten gibt es Gründe, hier mit unterschiedlichen Maßstäben vorzugehen. Resistenzen, Nichtrückholbarkeit, keine 100prozentige Sicherheit – man nenne mir eine neu

entwickelte Pflanze, die nicht genverändert ist, auf die diese Eigenschaften aus Prinzip nicht genauso zutreffen könnten.

Was das besondere dieser Situation ist: All diese Gründe werden auch gar nicht mehr angeführt. Weil sie längst widerlegt sind. Das Argument, das heute als einziges zählt, lautet: Die Bevölkerung will es nicht. Ja, so weit hat man es gebracht mit der Propaganda, dass wenigstens dieses Argument übrig geblieben ist. Begriffe wie „Kontaminierung“, „Verunreinigung“ von Lebensmitteln oder von Futtermitteln, durch Spuren von GVO-Material rechtfertigen sich nicht mehr durch reale Gefahren sondern nur noch durch ein diffuses Unbehagen gegenüber der Gentechnik, das niemand mehr genau spezifizieren kann. Faktisch ist der Begriff unsinnig. Es handelt sich um eine konstruierte Gefahr.

In der Tat, die Ablehnung ist da, und man muss mit ihr heute leben und sie akzeptieren. Doch man kann an ihr arbeiten, sie überwinden. Aber genau das wollen viele Akteure nicht wahr haben.

Diese Ablehnung zählt zu den traurigsten Kapiteln der deutschen Politik in den letzten zehn Jahren, sie ist ein Ausdruck von, ja lassen Sie es mich so sagen, von Feigheit, von Angst vor der eigenen Courage, von einer rein umfrageorientierten Ausrichtung der eigenen Politik. Von dem Fähnchen in den Wind hängen.

Die hoffnungsvollste Zeit der letzten fünfzehn Jahre, was die Aussichten der Gentechnik angeht, waren die Jahre von Rotgrün. Das mag manchem widersinnig erscheinen, doch als Rot-Grün an der Regierung war, gab es noch wichtige Parteien, die deutlich für den Ausbau der Genforschung eintraten. Die damals oppositionelle Union, insbesondere die CSU, fand markige Worte gegen die Panikmache, warb damit, im Falle der Regierungsübernahme die grüne Gentechnik vehement voranzutreiben. Aus vielerlei Gründen. Man durfte also hoffen auf ein Ende des Spuks, der mit Phantomargumenten gegen einen aussichtsreichen Forschungszweig zu Felde zog.

Dann aber, als die CSU unter schwarz-gelb das Landwirtschaftsministerium übernahm, sahen wir eine der denkwürdigsten Kehrtwendungen in der Politik der Bundesrepublik. Die CSU brachte es ohne Not fertig, ihre versprochene, notwendige Rückendeckung für die Grüne Gentechnik zu vergessen und quasi über Nacht ein gentechnikfreies Bayern auszurufen. Seehofer leitete es in der Großen Koalition ein, Aigner vollendete die Politik.

Wir stehen kurz vor einer Bundestagswahl, und deshalb will ich den Vorwurf, das Fähnchen nach dem Wind zu hängen, anderen Parteien auch nicht ersparen. Die deutliche Unterstützung der Gentechnik, die noch aus früheren Parteiprogrammen herauszulesen war, ist weitgehend verschwunden. Weder bei der Union noch bei der FDP taucht im Wahlprogramm das Wort Gentechnik auf, allein in der FDP wird irgendwo festgestellt, wertneutral, dass es gentechnisch veränderte Produkte bereits gibt. Aha. Das Terrain wird den anderen Parteien – SPD, Grüne und Linke – überlassen. Und ihrer irrationalen Kritik. Immerhin, die FDP hat mit Frau Happach-Kasan wenigstens die engagierteste parlamentarische Kämpferin für die Grüne Gentechnik in ihrer Fraktion.

Die ganze Hoffnungslosigkeit ist also erst seit der Ablösung von Rotgrün so richtig deutlich geworden: Die Gentechnik ist eine Forschung, ja ein ganzer Wirtschaftszweig ohne Lobby. Das war in den Wahlprogrammen von 2009 noch nicht der Fall. Auch wenn es ein umstrittener Ansatz ist, nein, gerade weil es ein umstrittener Ansatz ist, es aber keine rationalen Gegenargumente gibt, ist dies ein sehr trauriges Kapitel bundesdeutscher Politik.

Der Volksmund kennt eine Reihe treffender Ausdrücke für so eine angstgetriebene Politik, hier ist nicht der richtige Ort sie, auszusprechen.

Zum Trost anwesender Politiker möchte ich selbstkritisch für meine Branche hinzufügen, dass bei diesem Thema auch viele Zeitungen und Zeitschriften ihr Fähnchen nach dem Wind gehängt haben und hängen, aus Angst vor Lesern, die womöglich etwas gegen die Gentechnik haben.

Die Forschung an der grünen Gentechnik ist eine Forschung, die vor allem in Zukunft zum Tragen kommen wird. Niemand bezweifelt das. Deshalb ist der Hinweis ihrer Gegner, die Forschung habe ja bisher noch keine neuen Hohertragsorten zustande gebracht, ein leeres Argument.

Man ist noch nicht so weit. Nun gut. Aber der Beweis, dass die Biolandwirtschaft die vielversprochenen Ertragssteigerungen zur Ernährung der gesamten Menschheit leisten könnte, steht erst recht aus. Soll man deshalb die Biolandwirtschaft verbieten?

Und im übrigen: Reine Zukunftsmusik ist die grüne Gentechnik nicht. Schon heute kann sie für gehörigen Minderbedarf an Pestiziden sorgen, für bessere Sorten bei Futtermitteln, auch bei Baumwolle. Und dann ist da noch der sogenannte Golden Rice, auf den ich jetzt zum Schluss noch kurz eingehen will.

Er ist die Hoffnung für viele Millionen nicht nur Mangel-, sondern vor allem Fehlernährte, die sich keine andere Nahrung als Reis leisten können. Die deshalb zu wenig Vitamin A aus ihrer Nahrung gewinnen, erblinden und eine Lebenserwartung von ein, zwei Jahrzehnten haben.

Ingo Potrykus und sein Kollege Peter Bayer haben hier mit dem Goldenen Reis eine Pflanze durch gentechnische Verfahren entwickelt, die zugeschnitten ist auf genau diese Menschen, Kinder zumeist. Sie können ihnen einen Reis anbieten, der genau diese Fehlernahrung korrigiert, der diesen Menschen eine Chance gibt. Der mit keinerlei Patenten verbunden ist, auf dem keine Monopole von großen Saatgutkonzernen liegen, der von jedem Bauern ohne Auflagen einfach angebaut werden kann. Und der genau deshalb, weil er althergebrachten Propaganda-Klischees so gar nicht entspricht, das große Schreckgespenst der Gegner der Grünen Gentechnik ist.

Eigentlich könnte der Golden Rice das große positive Moment sein, mit dem ich hier am Ende aufwarte. Jetzt, nach fast eineinhalb Jahrzehnten von Genehmigungsprozeduren in so vielen Ländern, die niemand nachvollziehen kann, soll er gegen Jahresende auf den Philippinen endlich zur Aussaat kommen. Nichts hat man gefunden, was dagegen spricht, weder gesundheitlich, noch ökologisch, wirtschaftlich oder sozial.

Das einzige Argument, das seine Gegner lauthals herausschreien: Er sei das trojanische Pferd der Gentechnik, mit dem man den Einfall in die Welternährung bewerkstelligen wolle. Es ist ein hilfloses Argument, das nichts anderes besagt: Weil es der Golden Rice sinnvoll ist, so praktisch und ohne Nebenwirkungen, genau deshalb müssen wir es bekämpfen. Das Argument hat insofern gefruchtet, als vor wenigen Wochen eine Gruppe von Aktivisten, bestens vernetzt mit entsprechenden Gruppen in unseren Breiten, auch auf den Philippinen eine organisierte Zerstörung eines Versuchsfeldes mit Golden Rice zustande brachten.

Eine größere Portion an Zynismus, an Menschenverachtung im Dienste der eigenen Ideologie ist beim Thema Welternährung und Hunger kaum denkbar. Es geht um Menschen, die keinen

Zugang zu anderer Nahrung als zu Reis haben, deren Gesundheit und Leben davon abhängt, dass sie in dem Reis endlich die dafür nötigen Inhaltsstoffe vorfinden.

Nie werde ich vergessen, dass vor Jahren hier, auf dem Innoplanta-Forum, ich glaube es war 2009, die grüne Bundestagsabgeordnete Cornelia Behm den Golden Rice mit der Begründung ablehnte, wenn den Hungernden in Indien der normale Reis nicht ausreicht, dann mögen sie doch bitte gesundes Gemüse essen. Nach der Devise der Marie-Antoinette, die ja gesagt haben soll: Wenn sich die Bauern kein Brot mehr kaufen könnten, sollten sie doch Kuchen essen. Tatsächlich hat Marie-Antoinette das nicht gesagt, Cornelia Behm aber sehr wohl, ich war Zeuge. Heute würde sie den Kindern auf den Philippinen wahrscheinlich noch einen Veggie-Tag anempfehlen.

Ich bin gespannt, wie es ausgehen wird mit dem Golden Rice, auf den Philippinen, in Indien und all den anderen Ländern, wo viele Menschen ihn so dringend brauchen könnten. In der Tat, er könnte – so wie es seine Gegner befürchten – eine erste Pflanze, eine Pionierpflanze sein im Kampf gegen den irrationalen, zynischen Widerstand von Lobbygruppen gegen den biotechnologischen Fortschritt in der Welternährung.

Er könnte dafür sorgen, dass die Agrarforschung endlich wieder in die Lage versetzt wird, ohne Hemmnisse von Ideologen zu forschen und ihre Ergebnisse auch nach vernünftigen Genehmigungsverfahren zur Anwendung zu bringen. Unter normalen Umständen hätten Ingo Potrykus und Peter Beyer längst den Friedensnobelpreis verdient. Vielleicht erleben wir es ja noch.

Die Menschheit, die seit jeher an Nahrungspflanzen forscht und entwickelt, wartet auf den nächsten großen Sprung. Trotz allen Widrigkeiten, denen die Forschung, denen Sie hier ausgesetzt sind: Ich bin optimistisch. Die letzten 12.000 Jahre sagen uns: Es geht voran.

Es geht gar nicht anders.

Vielen Dank.